

Am Fuß der Weide

Weiden sterben nicht. Der Wind kann sie brechen, das Wasser sie ertränken, die Sonne sie verdorren, das Feuer sie ausbrennen. Doch immer sprießt aus dem sturmgeborstenen Stamm, der aufgeschwemmten Wurzel, dem lichtgebleichten Stumpf, dem hohlen Mantel, ein grüner Arm hervor, wird zum neuen Stamm, schlägt neue Wurzeln, überwächst den alten Stumpf, kleidet sich in ein neues borkiges Gewand und die Weide lebt fort.

Menschen sterben. Aber wie die junge Frau dasitzt, an den Weidenstamm gelehnt, der Blick geht auf das Moor hinaus, der laue Wind windet ihr rotbraunes Haar um die Zweige, die über die ebenso rostfarbene Oberfläche des Moorsees streifen – so könnte man meinen, ihre Großmutter oder deren Großmutter säße hier. Die Großmutter bekam eine Enkelin und die Enkelin wurde zur Großmutter, die eine Enkelin bekam... und das Moor, mit dem sie alle verwachsen, liegt noch immer mit seinen dunklen roten Tiefen, seinen Binsen, Soden, Rinnsalen, seinen Erlen, Birken und Weiden und seinem See da, an dessen Ufer die alte Weide mit der jungen Frau sann, so wie sie mit ihren Ahnen gesonnen hatte.

Sie unterhielten sich über die Freuden und Sorgen der Menschen, über die Gedanken der Weide und über das Moor.

Sie hatte einen Mann getroffen. Er hatte auf der Bank nahe dem Parkplatz gesessen, in ein Buch vertieft, und sie nicht kommen sehen. Sie war vorbeigegangen, hatte in der kurzen Zeit weniger Schritte die lesenden Augen, die leisen Falten darum, das Kinn und den Mund ermessen und ihn im Vorübergehen begrüßt, so dass sich ihre Blicke nur für einen Moment lang trafen, bevor sie den ihren wieder dem Weg und er den seinen ihrem Rücken, ihren Kniekehlen und dann wieder dem Buch hatte zuwenden müssen.

Er könnte es sein. Nun saß sie mit der furchigen Weidenborke im Rücken und dachte daran, dass es gut gewesen wäre, darauf zu achten, was für ein Buch er in

Händen gehalten hatte. Die alte Freundin merkte wohl, dass der Sinn der jungen nicht gegenwärtig war. Sie wartete und ließ den Wind mit ihren Zweigen und dem Menschenhaar spielen. Ob wohl jener Mann zum ersten Mal hier sei, fragte die Frau plötzlich. Die Weide wusste, dass viele Menschen vorübergingen, dass einige Menschen ihren mächtigen Stamm bestaunten, dass wenige Menschen sie ansprachen und dass kaum ein Mensch sie antworten spürte – aber jener Mann sei wohl unter keinen davon gewesen.

Vielleicht komme er auch nie wieder, dachte die Frau und ihr Blick ermaß die Weite. Lange saß sie da in stiller Gemeinschaft mit dem Baume, ließ die Gedanken durch ihren Kopf rinnen wie die Weide das Licht durch ihre Blätter. Als sie heimging, war die Bank leer.

Das Moor ist nicht Land und nicht Wasser. Wohl treten an dieser Stelle die Soden hervor, auf denen die Frösche auf Fliegen lauern, die den Libellen eine Rast und den auf verbotenen Wegen huschenden Mädchenfüßen manch sicheren Tritt erlauben. Und es ist auch wahr, dass an jener Stelle das Wasser gewinnt, dessen Oberfläche die Ringelnatter in windenden Mustern durchfährt, über das die Wasserläufer streichen, in das die Reiherente und an heißen Tagen ein weißer Frauenkörper taucht. Das alles ist das Moor. Aber sein Herz ist da, wo das kalte Dunkel nicht ruht und nicht fließt, wo die Blasen aus unergründlichen Nähen und Tiefen aufsteigen, wo die Herbstnebel am dichtesten und die Zeit am stillsten stehen.

Das Moor war ihre Heimat, der Platz zu Füßen der Weide ihr Hort. Ihr war, als lebe sie nur, wenn sie herkam. Die junge Frau strich ihr Haar zurück, streifte die Kleidung ab und trat an das Ufer, das weich unter ihren Sohlen nachgab.

Rotbraune Rinnsale flossen zwischen ihren Zehen zusammen und auch in den Mulden, die ihre Füße hinterließen, als ihr Leib schon vom Wasser umfungen wurde. Dort trieb sie mit den leisesten Bewegungen von Händen und Beinen auf dem Rücken, nur Gesicht und Brüste ragten aus dem Wasser, die Haare strahlten

nach allen Seiten ins farbengleiche Wasser aus, ihre Ohren lauschten dem fernen Gurgeln in der großen Ruhe unter der Oberfläche, ihre Augen zogen mit den Wolken. *Er könnte es sein.* Er würde wiederkommen.

An den Wurzeln ihrer Weide zog sie sich ans Ufer, strich sich das Wasser aus dem Haar und ließ die Haut vom Wind trocknen. Die Menschen begehren so leicht. Ob sie, die Weide, auch Begehren fühle? Die rauschte mild. Der Wind trage ihr zu, wonach sie sich sehne, gewiss sei das mit den Menschen ebenso. Die Frau lächelte, legte ihr Gesicht an den rauen Stamm, fuhr ihn mit ihrer Hand hinab und spürte in den Wind. Er würde wiederkommen. Sie schlüpfte in ihr Kleid und ihre nackten Füße fanden sicher zurück zum Plankenweg.

Sie spürte sein Dortsein, bevor sie ihn sah. Die gleiche Bank, das gleiche Buch, einen Bleistift zwischen den Lippen, die Brille tief auf die Nase gerückt, das Gesicht der Sonne abgewandt, den Wind im melierten Haar. Ihr Gang wurde weicher, ihr Lächeln süßer. Dieses Mal sprach sie ihn an, noch bevor sie herangetreten war. Er sah auf, als kehre er eben erst in diese Welt zurück und einen Moment lang lagen seine Augen bar jeden Schutzes der Vorsicht oder Sitte voll Erstaunen vor ihr, die er wiedererkannte. Sie warf einen tiefen Blick hinein. Ob sie sich dazusetzen dürfe? Und sie setzte sich, konnte er es ihr doch nicht versagen. Und sie saßen. Er tat, als sinke er mit Hingabe in die Zeilen, sie sank in seine Gegenwart.

Irgendwann stand sie auf, dankte ihm mit einem Lächeln und entschwand. Als er über den Rand seiner Brille lugte, drehte sie sich um – zu schnell als dass es ihr entgangen wäre, wie er die Augen niederschlug und dort, auf der hölzernen Sitzfläche neben ihm, die nassen Stellen der Tropfen fand, die ihr Haar hinabgeronnen waren.

Er würde es sein. Sie saß am Fuß der alten Weide und fühlte ihre Wurzeln das rote Wasser ziehen, fühlte es ihren Stamm emporkriechen und ihr Leben helfen,

bevor ihre Blätter es in die Luft freigaben, wo es sich zu Wolken sammelte, als Regen fiel und ins Moor zurückkehrte.

Die Weide sagte, Wasser und Boden seien wie Körper und Blut. Im Moor und im Menschen verbinden sie sich mit einer Seele. Seelen können ruhen wie das Moor und fließen wie das Moor. Sie ließ ihre Seele fließen und sie fand ihn.

Seine Frau hieß den Vorschlag gut, den Sonntagsspaziergang am Moor zu machen. Das Museum werde dem Kleinen gefallen und wer, wenn nicht der Vater, könnte ihm alles erklären. So gingen sie in bester Sonne bei angenehm warmem Wind, der Sohn lief die Planken entlang, dass es der Mutter bang wurde und sie ihn heran holte, seine Hand fasste und ihn artig gehen hieß. Überglücklich, dass ihr reifer Leib ihn noch empfangen und hergegeben hatte, liebte sie ihn zu sehr, als nur den Gedanken zu ertragen, dass ein falscher Tritt von den Planken hinab in den sumpfigen Boden ihn, und sie, ängstigen könnte. Der Vater ging hinter den beiden, in Gedanken bei der Monographie, die er gelesen hatte, im Fühlen beim Moor.

Der Baum dort sei aber schön, rief seine Frau aus, als sie an einer mächtigen Weide vorbeigingen. Der Junge wollte hin, der Vater, jäh klamm ums Herz, fasste ihn an der Schulter und hielt ihn gestreng zurück. Da... eine weiße Gestalt in den wehenden Zweigen der Weide – war gewiss eine Täuschung. Aber die Böe nahm die Mütze des Kindes, die es nicht hatte aufsetzen wollen und die ihm im Hin- und-Her aus der Hand gefallen war, und trug sie außer Sicht. Und als die Eltern das trotzende Kind weiterzogen, trat behände die junge Frau im weißen Sommerkleid herzu und hob sie aus dem Morast.

Sie lehnte sich an ihre Weide, lächelte und wartete.

Das wütende Weinen des Kindes drang vom fernen Parkplatz bis zu ihr. Nach einem langen Nachmittag artigen Spazierengehens, der Museumsschau und einem zu großen Eis war das Fehlen der Mütze bemerkt. Der Junge schrie, die

Eltern stritten, die Mutter barg ihren armen Sohn und der Vater machte sich auf, das verlorene Stück zu suchen. Die Sonne sank über den Horizont. Die Drossel sang zum Abend. Die Nebel hoben sich aus dem Moor. Da stand sie plötzlich da. Still hielt sie im die Mütze entgegen, ihre Augen sprachen. Er wagte nicht, näher heranzutreten, damit er nicht hineinfalle.

Ob er dies suche? Und er wusste, dass sein Bejahen nurmehr der Form genüge. Sie trat auf ihn zu und reicht ihm die Mütze seines Sohnes und entrang ihm ein Atemstocken, das nicht dessen Mutter, noch je eine andere ihm entrungen hatte. Er fing sich und wollte danken, doch da war sie schon den Weg in die entgegengesetzte Richtung weitergegangen, schlug ihr moorrottes Haar zurück und hob die Hand zum Gruß. Als er endlich kehrtmachte und zum Wagen, zu Frau und Kind, zurückkehrte, war sein Gang, als söge der Morast an jedem Schritt.

Die Abende vergingen wie Jahre und Momente. Wann die rechte Zeit sei, fragte sie. Die Weide sagte, das Moor sei zuvor gewesen und werde nach ihnen bestehen. Es wisse nicht, was vor ihm war und nach ihm sein werde, es sei. Darum könne alles zu seiner Zeit sein.

Sie setzte sich ans Ufer, das Moorwasser leckte an ihrem Schoß, der braune Boden umformte ihr weißes Hinterrund und die Luft überlief ihren baren Rücken. Ihr Haar brannte wie Feuer im Abendrot. Sie schloss die Augen und spürte nach sich. Es war die rechte Zeit. Sie spürte nach ihm. *Er war es.*

Sie kroch zu seiner Seele. Befühlte sie. Drang hinein. Sog daran. Rief ihn.

Die Mutter hatte dem Sohn vorgelesen und war, wie so oft, neben ihm eingeschlafen. Ein schöner Abend war es, gerade recht für einen kleinen Gang. Der Parkplatz war leer als er sein Rad darauflenkte. Vielleicht würde er in der Abendruhe Erleichterung finden, wenn er das Moor, sein Moor, ganz menschenverlassen und ruhig finden würde. Er schritt den Plankenweg entlang.

Er blieb dort stehen, wo seine Frau am anderen Tage die schöne alte Weide bewundert, zu der zu laufen er dem Sohn verboten hatte. Aber er... er würde doch achtgeben, nicht auf eine seltene Pflanze oder in ein Moorloch zu treten. Er rang um Gleichgewicht, als er den Schuh auf die Soden setzte. Wie lange hatte er das Moor nicht so gesehen! Es zu erforschen ist doch so anders, als es zu erleben. Er erreichte den Fuß der Weide sicher und beklommen von der Schönheit des letzten Sonnenlichts in den Wolken über den Moorweiten.

Er setzte sich an das Ufer des Sees und spürte das Tageslicht erlöschen, den Mond und die Kühle aufziehen. Da regte sich das Wasser. Ein Fisch... nein. Es glitt heran.

Sie entstieg dem Wasser und trat zu ihm, der mit offenem Mund die Erscheinung nahen sah. Als er zu sprechen anhub, verschloss ihr Kuss ihm den Mund, als seine Hände sie abzuwehren suchten, versanken sie in ihrer Brust und mit dem Schauer von Tropfen, der ihren Körper hinabrann, kam ihr Zauber über ihn. Was dann geschah, wissen nur das stille Moor, der Sichelmond und die alte Weide.

So wie er die Besinnung wiedergewann, hatte sie sich schon entwunden und glitt durch die tiefe Nacht davon.

Am kommenden Abend wartete er wieder auf sie. Das Wasser war still und sie nicht zu sehen. Am nächsten Abend rief er nach ihr, hier sei er, die Stimme überschlug sich ihm, aber sie zeigte sich nicht. Am darauffolgenden Abend schluchzte er, sie möge kommen, sie möge kommen, aber sie kam nicht. Am Abend darauf riss er sich das Hemd vom Leib und stolperte ins Wasser, stieß hinein, aber es rann kühl an ihm hinab. Er grub seine Finger in die Rinde der Weide und presste seinen Körper daran, aber die Weide rauschte und die schöne Frau blieb verborgen.

Man habe ihn, so hieß es, nackt und von Sinnen durch den Morast stolpern gefunden. Was er sagte, war unergründlich und was er suchte, blieb vollends unklar. Der Anwalt der Familie befeißigte sich zu dementieren, doch die Zeitungen überschlugen sich. Dass dieser große Geist und Kenner des Moores, um den man so geworben hatte und der vor kurzem erst dem Ruf an die Universität des stolzen Städtchens gefolgt war, eben diesen Verstand im Moor verloren haben sollte. Nein, sicher wusste man nichts und gewiss war nur das große Rätsel um die jähe Wende.

Die Weide wusste, im Moor kann alles sein. Alles zu seiner Zeit, alles zu einer Zeit. Wasser und Land, Wachen und Träumen, Leben und Tod beieinander, umeinander, ineinander. Im Moor kann alles geschehen, es lebt und vergeht, schenkt und nimmt, verschlingt und gebiert.

Der Wind in den Weidenzweigen spielte mit den moorrotten Haaren. Weide und Frau sannem miteinander. So würde die Weide mit ihrer Enkelin sinnen. Die junge Frau führte ihre Hand auf den Bauch und ihr war, als könne sie sich darin schon etwas regen spüren. Sie lächelte. *Er war es gewesen.*